**Zum ersten Mal im Leben etwas Ruhe**

**In der „Casa Mambré“ in Mexiko-Stadt können Verfolgte ein neues Leben beginnen**

Nayeli schaut aus dem Autofenster und lässt die fremde Großstadt auf sich wirken: hupende Autos und lila blühende Jacaranda-Bäume, fliegende Händler, die an den Ampeln lautstark Getränke, Kaugummis und Plastikspielzeug anpreisen, Fußgänger, die in Menschentrauben über die breiten Alleen hasten. Sie sieht glitzernde, moderne Hochhäuser und prunkvolle Jugendstilvillen. Ab und zu zweigt ein Sträßchen ab in Viertel, in denen unverputzte Häuser dicht aneinander gedrängt stehen, umgarnt vom Kabelgewirr der Telefon- und Stromleitungen. Durch das halb heruntergelassene Fenster dringt der Duft der Stadt bis unter ihre Corona-Schutzmaske: dunkle Abgas-Rußwolken, gemischt mit einer süßlichen Note von Maisfladen.

Seit drei Monaten ist die junge, schlanke Frau mit dem ernsten Blick in Mexiko-Stadt. Die 20 Millionen Einwohner zählende Großstadt ist noch immer ein fremdes, überwältigendes Etwas für die 24-Jährige aus Honduras. Gerade ist sie auf dem Weg zum Frauenarzt, denn in vier Monaten kommt ihr drittes Kind zur Welt. Eines, dem sie das Schicksal seiner beiden älteren Geschwister ersparen will. Die Armut, die Schläge und die Aussichtslosigkeit, mit der sie in Honduras Tag für Tag konfrontiert war. Könnte Mexiko-Stadt die Befreiung bringen? Nayeli seufzt: „Ich weiß es nicht. Manchmal habe ich Angst.“ Monate zuvor war sie aus ihrer Heimat geflüchtet, vor einem prügelnden Mann, vor kriminellen Banden, vor Armut und Perspektivlosigkeit.

Immer wieder hatte ihr Mann sie unterwegs eingeholt. Zuletzt vor drei Monaten. Passanten brachten sie zum UN-Flüchtlingshilfswerk, als sie sich in der südmexikanischen Grenzstadt Tapachula vor ein Auto werfen wollte. Ihre Lippe blutete, ihr Körper war von Hämatomen übersät. Einen Tag später saß sie im Bus nach Mexiko-Stadt, in der Tasche eine Telefonnummer und eine Adresse. „Casa Mambré“ hieß ihr Ziel. Die Flüchtlingsunterkunft wird mit Unterstützung des Lateinamerika-Hilfswerks Adveniat vom Orden der Scalabrinianerinnen betrieben. Dort finden sogenannte „humanitäre Notfälle“ wie Nayeli Schutz. 50 Plätze gibt es in der Unterkunft – von insgesamt nur 200 in Mexiko-Stadt.

Das Gebäude liegt mitten im Herzen der Großstadt, ein unscheinbarer, zweistöckiger Betonbau mit einer hellgrauen Metalltür. Daneben das Außenministerium, dahinter ein verschachteltes Arbeiterviertel, in dem sich redliche Familien die Innenhöfe mit Diebes-und Drogenbanden teilen. Eine Kamera im Eingangsbereich der Casa Mambré filmt jede Bewegung. Ein Wachmann notiert die Namen von jedem, der ein- und ausgeht. Alle müssen eine Kontrolle mit einem Metalldetektor passieren. Diskretion und Sicherheit sind der Heimleiterin Schwester Arlina Barral sehr wichtig. Denn bei ihr finden ausschließlich politisch Verfolgte und humanitäre Flüchtlinge, deren Leben in Gefahr schwebt, Unterkunft.

Nayeli ist über diese Sicherheit sehr froh. Zum ersten Mal in ihrem Leben kann sie etwas zur Ruhe kommen und muss sich nicht ständig Sorgen machen oder nach Gefahren Ausschau halten. In der Casa Mambré ist für alles gesorgt: Dreimal am Tag gibt es Essen, wenn nötig neue Kleider und Hygieneartikel. Auf der Dachterrasse können die Kinder spielen, während ihre Mütter Wäsche waschen und zum Trocknen aufhängen. Dreimal die Woche sind ein Arzt und ein Psychologe im Haus. Sozialarbeiterinnen helfen bei Behördengängen oder malen, spielen und lernen mit den Kindern und Jugendlichen.

So kann Nayeli ihr noch junges Leben neu überdenken. Noch mehr aber geht es ihr um die Zukunft ihrer bald drei Kinder. Henry ist acht, ein stiller Junge mit großen, dunklen Augen; die vierjährige Ana hingegen ist ein launisches Mädchen mitten in der Trotzphase. Henry habe viele schlimme Dinge gesehen, murmelt Nayeli. Mit ihm geht sie einmal die Woche in der Casa Mambré zum Psychologen. „Er macht Fortschritte“, hat sie festgestellt. Er könne sich besser konzentrieren und streite weniger oft mit seiner Schwester. In der Casa Mambré sind noch mehr Flüchtlingskinder, dort haben er und Ana inzwischen neue Freunde gefunden, mit denen sie auf der Dachterrasse Fangen spielen, die Pflanzen im Kräutergarten gießen oder gemeinsam mit Wasserfarben bunte Bilder malen. Ein Stück unaufgeregter Alltag für Kinder, die fast nur Ausnahmezustände kennen.

„Was ist denn das?“, fragt Barral, als sie auf dem Weg zur Küche am Maltisch vorbeikommt. „Ein Sturm“, antwortet Henry ernst und fügt dem rotblauen Wirbel noch ein paar schwarze Kreise hinzu. Barral hat viel zu tun, um die Casa Mambré am Laufen zu halten. Sie ist ein wahres Multitalent, das alles im Blick hat. Krankenschwester, Managerin, Kindergärtnerin, Köchin, Psychologin, Berufsberaterin, Anwältin – all diese Rollen muss die gelernte Betriebswirtin übernehmen. Doch zwischendurch findet sie auch Zeit für eine Umarmung oder ein paar freundliche und persönliche Worte auf dem Treppenabsatz. Barral stammt ursprünglich aus einer kinderreichen Familie von den Philippinen, auch ihr Vater ging eine Zeitlang als Arbeitsmigrant nach Afrika. „Ich weiß, wie belastend diese Erfahrung ist“, sagt sie.

Als Nayeli neulich nachts aufwachte, schweißgebadet und mit Krämpfen, zögerte Barral deshalb keine Sekunde und fuhr sofort zur Notaufnahme ins Krankenhaus. Zum Glück konnten die Ärzte die junge Frau wieder stabilisieren. „Dem Baby geht es gut“, sagt sie nach dem Besuch beim Frauenarzt und schaut auf das neueste Ultraschallbild. Noch befindet es sich in seiner eigenen Welt, durch den Bauch der Mutter abgeschirmt von den Geräuschen und Gerüchen der Großstadt, von den Sorgen, aber auch vom Lachen der Geschwister und der Sonne, die über dem Horizont der Metropole hängt wie ein orangeroter Ball. Es ist der Moment, in dem die Dohlen unter lautem Geschrei ihre Schlafplätze in den Bäumen der Grünanlagen suchen. Es ist der Moment des Innehaltens. „Wir haben viel durchgemacht. Mit Gottes Hilfe wird die Zukunft besser werden“, ist sich Nayeli sicher.

*Die Namen der Migranten wurden auf Wunsch der Betroffenen und der Casa Mambré geändert.*

Text: Sandra Weiss; Fotos: Hans-Maximo Musielik/Adveniat

***Adveniat-Weihnachtsaktion 2021: ÜberLeben in der Stadt***

*80 Prozent der Menschen in Lateinamerika und der Karibik leben bereits heute in den Städten. Und die Landflucht hält weiter an. Doch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft wird häufig enttäuscht. Das Leben der Indigenen, Kleinbauern und Klimaflüchtlinge am Stadtrand ist geprägt von Armut, Gewalt und fehlender Gesundheitsversorgung. Und wer arm ist, kann für seine Kinder keine gute Ausbildung bezahlen. Mit seinen Projektpartnern, wie zum Beispiel Ordensleuten und pastoralen Mitarbeitern, durchbricht das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat die Spirale der Armut: durch Bildungsprojekte in Pfarrgemeinden insbesondere auch für Frauen und Kinder, Menschenrechtsarbeit und den Einsatz für faire Arbeitsbedingungen. Unter dem Motto „ÜberLeben in der Stadt“ rückt Adveniat mit seiner diesjährigen Weihnachtsaktion die Sorgen und Nöte der armen Stadtbevölkerung in den Blickpunkt. Schwerpunktländer sind Mexiko, Paraguay und Brasilien. Die Eröffnung der bundesweiten Adveniat-Weihnachtsaktion findet am 1. Advent, dem 28. November 2021, im Bistum Münster statt. Die Weihnachtskollekte am 24. und 25. Dezember in allen katholischen Kirchen Deutschlands ist für Adveniat und die Hilfe für die Menschen in Lateinamerika und der Karibik bestimmt. Spendenkonto bei der Bank im Bistum Essen, IBAN: DE03 3606 0295 0000 0173 45 oder unter www.adveniat.de.*